

NAT CASSIDY

**WHEN THE
WOLF
COMES
HOME**

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
When the Wolf Comes Home
erschien 2025 im Verlag Tor Nightfire.
Copyright © 2025 by Nathaniel Cassidy
Published by Arrangement with WRITERS HOUSE LLC, USA

1. Auflage März 2026
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Titelbild: Fredrick Richard / www.instagram.com/fredrick_richart
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-273-5
eBook 978-3-98676-274-2



Für Barry

Warnung

Ich werde wohl nie verstehen, warum sich manche Menschen so über Warnungen vor dem Inhalt aufregen. Wenn man ein so kranker Vollidiot ist wie ich, dann geben einem diese kurzen Vorworte doch schon vorab einen kleinen Ausblick auf das, was man so an widerlichen kleinen Späßen zu erwarten hat. Und ist man ein Leser, der lieber bestimmte Themen vermeiden würde oder es bevorzugt, sich entsprechend zu wappnen ... Nun, eine Warnung ermöglicht das doch alles, oder?

In diesem Roman geht es ausdrücklich um die flüchtige, ja, schlüpfrige Natur der Furcht und wie wichtig es ist, gesunde Methoden zu finden, damit umzugehen. Dementsprechend freue ich mich sehr, Ihnen eine Vorabwarnung mit auf den Weg geben zu dürfen: Dieses Werk enthält deutliche Darstellungen und/oder Gespräche über Mord, Beschreibung von Körperflüssigkeiten, Angst vor Spritzen, Krankheiten, die mit viel Blut zu tun haben, Spinnen, Insekten, Selbstmordfantasien, Missbrauch, Trauer, Alkoholismus, Tod der Eltern oder eines Elternteils, Tod von Kindern, Trauma von Kindern, von Kindern in Gefahr und noch einer ganzen Menge anderer Dinge. Die Geschichte nimmt auch Anleihen von diversen Märchenthemen. Aber Happy Ends gehören nicht dazu.

Und außerdem: Wenn Sie tatsächlich zu den Personen gehören, die sich von der Existenz von Inhaltswarnungen getriggert fühlen, dann tut's mir leid, ehrlich. Vielleicht kann ich mich dazu durchringen, Ihnen nächstes Mal eine kleine Warnung davor zu geben, dass eine kommt.

Damit Sie wissen, was Sie zu erwarten haben.

Teil 1

Alle Väter sind Scheißkerle

Ich fürchte mich, oje, mir ist so bang!
Die kalte schwarze Angst packt mich heut Nacht,
Das Leuchten hatten sie einst fortgebracht,
Und ich, ein Kind, das Todesangst durchdrang,
Fand kein Gebet, blieb starr und schlaflos lang.

Sara Teasdale

Ich darf mich nicht fürchten.

Frank Herbert

1

Daddy brüllt.

Er heult.

Und während er nach dem Jungen sucht, macht er alles im Haus kaputt – die Möbel, die Bilder an den Wänden, alles.

Gerade hat der Junge sich im unteren Teil des Küchenschanks zusammengekauert. Versteckt. Fürs Erste.

Das ist so furchtbar laut, denkt er in seinem Schrecken und zuckt bei jedem Knall dieser Zerstörungssorgie zusammen. Er hat Daddy schon oft zornig erlebt ... aber niemals so. Das ist so viel schlimmer als all die anderen Male.

»Wie?!«, verlangt Daddy mit tiefer, rauer Stimme zu wissen. »Und wo?!«

Es klingt, als würden die Worte aus ihm herausgerissen, als nähmen sie dabei Teile seiner Kehle mit sich.

»Wo ... isss ... esss?«

Der Junge – er ist erst fünf Jahre alt und klein für sein Alter – kriecht noch tiefer in den Schrank. Er denkt darüber nach, vollkommen zu verschwinden, aber er weiß, das geht nicht. Das Ding, das er fest an seine Brust gedrückt hat, bindet ihn an diese Welt. Es ist das Ding, über das Daddy so sehr in Zorn geraten ist.

Das Buch.

In der letzten Zeit ist der Junge immer wieder durchs Fenster ausgerissen, während Daddy nachmittags sein tägliches Nickerchen hielt. Er wusste, das ist verboten, denn es ist *gefährlich* und *böse*, aber er konnte nicht anders. Der Ruf der Welt draußen war zu stark, und gerade weil Daddy so viele Regeln und Vorsichtsmaßnahmen aufgestellt hatte, hat er auch jetzt noch gar nicht begriffen, auf welche Weise der Junge austüfteln konnte, wie man die Fenster öffnet.

Daddy legt sich jeden Tag zur gleichen Zeit für sein Schläfchen nieder. Es dauert jeden Tag gleich lang, also ist der Junge nie zu weit davongelaufen. Gewöhnlich stand er ohnehin einfach nur da und sah sich ein wenig um, bevor er wieder zurück ins Haus kletterte. Er betrachtete die anderen Häuser. Die Autos, die vorbeifuhren. Die kleinen Steine, in denen der eingeschlossene Glimmer funkelte. Die Bäume. Eine Eidechse. Eine herumstreunende Katze. Dinge, die er von drinnen nur durch die Scheibe hörte oder vielleicht sogar sah, aber immer begleitet von Daddys trockenen, genauen Erklärungen über das, was sie gerade beobachteten. »Damit du nie über das nachdenken musst, was du da siehst«, fügte Daddy dann immer hinzu.

Aber es war doch so viel schöner, das alles wirklich selbst zu *erfahren*. So viel aufregender, es zu erleben.

Vor ein paar Tagen hatte der Junge es gewagt, einige Schritte die Straße entlangzugehen, und da hatte er das kleine Haus entdeckt. Es stand im Vorgarten eines Nachbarn, ein kleines Haus auf einer hohen Stange. Das kleine Haus hatte eine kleine Glastür und drinnen ... Drinnen waren lauter Bücher. Selbst wenn der Junge hätte lesen

können, hätte er den Begriff »Offener Bücherschrank« wohl gar nicht verstanden. Aber er fand die Schnörkel des petrolfarbenen, glänzenden Schriftzugs sehr schön.

Der Junge besaß selbst keine Bücher, aber er hatte schon viele gesehen. Daddy las gern. Aber seine Bücher handelten von langweiligen und uninteressanten Dingen. Nur gedämpfte Farben, keine Bilder, nur kleine Wörter, aufgereiht in Blöcken, standen darin. Bücher wie in diesem kleinen Häuschen hatte der Junge noch nie gesehen.

Einige hatten einen weichen Deckel aus Papier, mit glänzenden Bildern darauf. Andere waren stabiler, bei manchen fehlte der Umschlag, sodass die leeren, aber harten Buchdeckel, die der Junge schon kannte, frei lagen.

Besonders ein Buch erregte die Aufmerksamkeit des Jungen.

Es war alt. Und abgegriffen. Ein fester pfirsichfarbener Deckel, doch der war nicht leer. Schimmernde goldene Buchstaben und Bilder waren in den Karton gestempelt. Dieses Buch hatte man geliebt, das spürte der Junge irgendwie.

Auch im Inneren gab es viele Bilder. Wunderschöne, kunterbunte *Bilder* mit vielen Einzelheiten, einige über eine ganze Seite oder gar zwei. Ein Junge und ein Mädchen fanden ein Haus, das ganz aus Süßigkeiten gemacht war. Ein Mädchen, das auf einem Bett aus Rosen schlief. Ein anderes, das Flossen anstelle von Beinen hatte. Der Junge verstand diese Bilder nicht, denn er hatte nie von Märchen gehört und nie ein Bilderbuch gesehen, aber er war fasziniert.

Er hatte nicht gehahnt, dass Bücher so sein konnten.

Er war spät dran – er spürte, dass die Zeit ihm zwischen den Fingern zerrann, als wäre sie loser Sand. Also hastete er nach Hause, das Buch unter den Arm geklemmt, und schaffte es gerade noch so in sein Zimmer, bevor Daddy wieder erwachte. Er versteckte das Buch, *sein* Buch, unter der Matratze seines Betts. Er riskierte nur sehr selten einen Blick hinein und dann auch nur sehr kurz – immer dann, wenn er sicher war, dass Daddy ihn nicht dabei erwischen konnte. Er sah sich immer nur eins der Bilder an, das er dann aber sehr genau studierte. Er kostete es aus. Versuchte, sich vorzustellen, wie die Worte lauten könnten, die so ein fantastisches Bild beschrieben. Er hatte nicht einmal mehr den Wunsch, aus dem Fenster nach draußen zu klettern. Das Buch war jetzt sein Fenster.

Bis er eines Tages die falsche Seite aufschlug. Das falsche Bild. Ein großer, Furcht einflößender Wolf huschte durch einen endlosen Wald. Der Wolf hatte öliges, dunkles Fell, eine lange, spitze Schnauze, seine Lefzen waren zurückgezogen und gestatteten den Blick auf das Innere seines schwärzlichen Mauls und auf riesige Zähne, von denen schaumiger Speichel herabtropfte. Die Klauen schienen riesig zu sein, gefährlich scharf und gekrümmt, als wären sie nur dafür geschaffen, das Fleisch kleiner Jungen zu zerfetzen.

Das Bild jagte dem Jungen eine Heidenangst ein, eine Angst, wie er sie noch nie empfunden hatte. Er konnte diese Angst nicht abschütteln. Er musste sich das Bild immer und immer wieder anschauen. Der Wolf schien jeder Angst, die der Junge je gehabt hatte, eine Form, eine Gestalt zu geben, als hätte das Tier in den Schatten die ganze Zeit nur auf ihn gewartet.

Nun schlug er das Buch nur noch auf dieser Seite auf, der mit diesem Bild. Er war wie gebannt. Hypnotisiert. Wie die Beute eines Raubtiers.

Und als er es an diesem Morgen anschaute, erwischte Daddy ihn dabei.

Daddy wurde furchtbar wütend, als er sah, was der Junge da tat. Er begann zu schreien, mit den Füßen auf den Boden zu stampfen und verlangte Antworten. Er warf das Buch durch das Zimmer. Er schüttelte den Jungen. Doch dem jagte das nur noch mehr Angst ein.

Und jetzt ...

Wieder drang ein Heulen durch die Stille.

»WO ...?! Hör auf damit!«

Der Junge hört schwere Schritte, die durchs Haus stampfen und nach ihm suchen.

Geh jetzt, denkt er. Lauf.

Nein, denkt er auch. Bleib in deinem Versteck.

Aber Daddy wird schließlich auch die Küche durchsuchen. Und wenn er das tut ...

Erinnere dich an den anderen Jungen!

Jetzt kann er sich rühren. Der andere Junge. Sein einziger Freund.

Der Junge muss weg. Wenigstens für einige Zeit. Damit Daddy sich beruhigen kann.

Vorsichtig öffnet er die Tür des Küchenschrankes. Daddy ist nicht hier, er wütet in anderen Zimmern, auf der Suche nach ihm, aber die Zerstörung, die er zurückgelassen hat ... Der Küchentisch ist zu Kleinholz zerschlagen. Die Tapeten an den Wänden zerfetzt und zerrissen. In den Rigips geschlagene Löcher. Überall liegen Stofffetzen herum.

Für einen Augenblick steht der Junge nur wie erstarrt da und nimmt das alles in sich auf.

Die Luft ist heiß. Und schwer. So, als wären Lebensmittel auf der Herdplatte verbrannt. Wie damals, als Daddy das Abendessen hatte anbrennen lassen und so wütend wurde und der Junge Angst bekam und ...

Noch mehr Lärm ertönt aus dem Nebenraum: *Krach! Peng! Heul!* Ihm bleibt keine Zeit.

Das Buch nach wie vor fest an sich gepresst, schleicht er auf Zehenspitzen davon. Auf dem Boden liegt zu viel herum, ständig droht er zu stolpern und damit Krach zu machen. Er muss sich anstrengen, um die Balance zu halten, er muss sich konzentrieren, um nicht ...

Knack!

Der Junge holt scharf Luft. Das war ein gerahmtes Bild. Eines, auf dem Mommy und Daddy lächeln. Der Junge ist auf den dünnen Holzrahmen getreten und hat ihn zerbrochen.

Der Lärm im Nebenzimmer hört auf.

Daddy. Er lauscht.

Plötzlich ist die Haustür viele Meter entfernt. Viele *Meilen*. Von hier aus ist sie unmöglich zu erreichen. Zu spät. Der Junge duckt sich hinter den umgeworfenen Frühstückstisch. Er macht sich klein, so klein, wie er nur kann, und presst die Augen fest zusammen. Vielleicht, wenn er Daddy nicht sehen kann, dann kann Daddy auch ihn nicht ...

Eine Hand schließt sich fest um sein Fußgelenk.

»HAB ICH DICH.«

Der Junge wird hinter der Tischplatte hervor- und in die Höhe gezogen. Als hätte er so wenig Substanz wie die Luft selbst.

Er öffnet die Augen und stellt fest, dass er kopfüber in der Luft hängt und in einen starren Blick maßloser Wut schaut. Die Lippen sind zornig zurückgezogen. Atem so heiß wie aus einem Ofen weht ihn an. Schaumiger Speichel quillt zwischen den zusammengebißenen Zähnen hervor.

Er erkennt das Gesicht kaum wieder.

Nein, nein, nein!

Wieder presst der Junge die Augen zusammen. Er erinnert sich an ein anderes Bild in seinem Buch. Ein Held, der etwas Langes und Scharfes vor dem Gesicht eines schuppigen Dinges mit Feueratem hin- und herschwingt. In diesem verzweifelten Augenblick stellt sich der Junge vor, er hielte eine ähnliche Waffe in der Hand, und schlägt mit seinem Buch, so heftig er kann, auf den haarigen Arm, der ihn festhält. Er spürt den harten Widerstand von Knochen.

Daddy jault auf.

Der Junge fällt mit einem Plumps auf den Teppich und spürt den Aufprall bis in die Zähne hinein. Er verliert keine Zeit und kommt taumelnd auf die Füße, um schnurstracks zur Haustür zu laufen. Jetzt ist ihm egal, wie viel Lärm er dabei macht.

Er gestattet sich keinen Gedanken daran, ob die Tür verschlossen, der Knauf zu hoch für ihn oder seine Hände zu feucht sein könnten, sodass die Finger daran vielleicht abrutschen. Immer noch das Buch unter dem Arm, reißt er ungelenk die Tür auf und rennt hinaus in die Nacht. Seine nackten Füße patschen auf den Asphalt und auf das Straßenpflaster.

»KOMM WIEDER HER!«

Der Junge ignoriert den Befehl seines Vaters. Er rennt und rennt. Daddy wird gleich, jede Sekunde, hinter ihm her sein, also flitzt er die Seitenwege entlang, durch Büsche und Hecken hindurch, kümmert sich nicht um den scharfen Kies unter den Sohlen und hofft, dass seine geringe Größe ihm dabei hilft, zu verschwinden.

»KOMM WIEDER HER!«

Daddys Stimme klingt schon weiter weg. Die große Welt schluckt den Klang umso mehr, je weiter der Junge sich entfernt.

Aber die Erinnerung an den Krach beim Zerschmettern der Möbel lärmt immer noch in seinen Ohren.

Und der Geschmack der Angst wird für immer auf seiner Zunge liegen.

2

»Du meine Güte, Jess, wovor hast du nur solche Angst?«

Jess legt den Kopf schief und denkt demonstrativ über diese Frage nach. »Hm. Chlamydien? Tripper? Eitrige Geschwüre? Die noch in drei Metern Entfernung nach ranzigem Käse riechen?«

Margie zieht eine Grimasse. »Okay ...«

»Hepatitis A? Hepatitis B? Oder C und D? Und da gibt's ja auch immer noch AIDS, oder? AIDS darf man nicht vergessen!«

»Ach, halt doch die Klappe!« Margie gibt ihr einen Klaps mit einer der Speisekarten. »Um Himmels willen.«

Es ist Viertel nach eins in der Nacht. Jess gibt sich keine Mühe, mit gedämpfter Stimme zu sprechen. Die Einzigen, die sich hier in *Poppy's Diner* noch zum Essen aufhalten, sind darüber hinaus, sich vor der lebhaften Unterhaltung der beiden Kellnerinnen zu ekeln. Selbst wenn es bei dieser Unterhaltung um eitrige Geschwüre im Schritt geht, die nach ranzigem Käse riechen.

Jess und Margie lehnen an der Theke und haben von hier aus die neun Tische und 15 Nischen im Blick, nur die an den beiden äußersten Enden des Diners sehen sie nicht. Es ist die Friedhofsschicht und an den Tischen sitzt die dieser Uhrzeit entsprechende Kundschaft. Ganz egal, welcher Tag es auch sein mag, es sind immer die

gleichen Typen, wenn auch nicht die gleichen Menschen. Wanderarbeiter. Ein oder zwei Trucker. Ein paar Goth-Kids. Leute, die sich für 3,50 Dollar ständig den Kaffeebecher nachfüllen lassen (»Der allerbeste in North Hollywood!«), nur um den Rest der Nacht hier herumlungern zu können.

Es ist nicht so, dass man die 24-Stunden-Diner nicht an den Fingern einer Hand abzählen könnte. Jess findet, es sagt schon eine Menge über das *Poppy's* aus, dass es auch während der Friedhofsschicht nicht gerade Massen von Menschen anzieht. Aber vielleicht hat die Location des Diners etwas damit zu tun. Das *Poppy's* liegt unter der 107, wie ein überflüssiges Organ, das vom Körper vergessen und nicht wieder absorbiert wurde. Das und dann die Tatsache, dass erst vor Kurzem nur ein paar Meilen weiter ein ganz ordentliches *Denny's* aufgemacht hat.

Margie ordnet den Stapel Speisekarten und bläst sich eine Haarlocke aus der Stirn. »Der ist *echt* süß.«

Sie werfen noch einen bewundernden Blick auf das Bild, das Jess auf einem Social-Media-Account aufgerufen hat. Er gehört dem Kerl, den sie gerade anschwärmt.

»Ja«, grummelt sie. Dann schaltet sie das Display ab und versteckt das Smartphone wieder unter der Theke, damit es sich weiter aufladen kann. »Aber leider steht er auf Improvisationstheater.«

»Aber das machst du doch auch.«

»Wenn Mädchen das machen, dann ist das cool. Jungs, die das tun, sind ... eben genau das Gegenteil.«

»Okay.« Margie seufzt und versetzt dem Stapel der Speisekarten noch einen entschlossenen Klaps, dann gießt

sie sich noch eine Portion des gar nicht so tollen Kaffees im *Poppy's* in einen weißen Keramikbecher.

»Nein, im Ernst«, meint Jess jetzt. »Willst du auch wissen, warum?«

»Ich wette, ich erfahre es gleich.«

»Weil jeder in der Comedy-Szene ein Vaterproblem hat. Das ist so was wie 'ne ungeschriebene Regel. Und Frauen mit Vaterproblemen wissen, wie man einen draufmacht. Aber Kerle mit Vaterproblemen? Die sind einfach nur gemein.« Sie schüttelt traurig den Kopf. »Väter sind scheiße, Margie. Die ruinieren einfach alles.«

Gleich nach ihrer Ankunft in L. A. hatte Jess sich am Trainingscenter der Upright Citizens Brigade eingeschrieben, einer renommierten Schule für Comedy und Improvisationstheater. Die erste Truppe, der sie angehört hatte, hatte sich sogar *Daddys kleine Lieblinge* genannt, eine ironische Anspielung auf den Umstand, den Jess gerade angesprochen hat. Denn das war so ziemlich das Einzige, was alle erklärtermaßen gemeinsam hatten. Doch bevor sie Margie das weiter erläutern kann, lugt einer der Goths in Nische 8 über die mit Vinyl bezogene Rückenlehne seiner Bank und sucht nach einer Kellnerin. Beflissen läuft Jess hinüber, um ihnen zu helfen. Mehr Kaffee, wen überrascht's? So schwarz wie die Cargohosen des Goths und wahrscheinlich ebenso schwarz wie seine Seele.

Als Jess wieder zur Theke zurückkehrt, wischt Margie deren Oberfläche gerade mit einem Putzlappen ab. Irgendwann einmal in seiner Geschichte hätte man dank der Einrichtung das *Poppy's* wohl für einen Diner im Stil der 50er-Jahre halten können. Mit all diesen Anklängen

an funkelnde Raumschiffe. Der Chrom an den Möbeln wird wohl nie wieder so funkeln, trotzdem setzt Margie mit ihrem Putzlappen alles daran, dass es zumindest so aussieht.

»Du solltest den Kerl fragen, ob er mit dir ausgeht«, nimmt Margie das Gespräch nahtlos wieder auf. »Du musst ja keine ... nun ja, keine Körperflüssigkeiten mit ihm austauschen. Wenigstens noch nicht.«

»Ach, ich weiß nicht.« Jess schenkt sich ebenfalls einen Becher Kaffee ein. »Es ist schon so lange her, ich hab eigentlich keine Wahl. Vielleicht passiert es einfach.«

»So lange!« Margie schnaubt. »Du bist doch noch jung. Was ist denn lange für dich, ein Monat, oder was?«

Rasch überschlägt Jess die Zeit im Kopf. »Dreieinhalb.«

»Hmpf. Kannst dich noch mal beschweren, wenn es sechs Jahre geworden sind.«

»Sechs Ja... *Margie!*«

»Jaja.«

»Dagegen müssen wir schleunigst was unternehmen. Noch heute Nacht.« Jess beginnt, sich die Gäste genauer anzuschauen, ob ein annehmbarer Kandidat darunter ist.

»Das Einzige, was ich wirklich will, ist, dass jemand meine Rechnungen für diesen Monat bezahlt. Ich bin 58 Jahre alt und alleinerziehende Mutter, Süße. Erzähl mir was von Geschlechtskrankheiten! Ein Kind ist die einzige Geschlechtskrankheit, die man aufs College schicken muss.«

»Hey, ich hab mein HPV-Virus aufs College gebracht! Oder vielleicht hat's auch mich mit aufs College genommen. Aber trotzdem.«

Wieder versetzt Margie ihr einen Klaps mit einer Speisekarte und Jess grinst. Jess nimmt Margie gern auf den Arm. Aber eigentlich mag sie Margie ganz gern. Von allen Mitarbeitern des *Poppy's* ist Margie die Einzige, die überhaupt mit Jess herumalbert. Manchmal denkt Jess sogar darüber nach, mit einer Flasche Wein und etwas Gras bei Margie zu Hause vorbeizuschauen, damit sie – Schocker – auch außerhalb der Arbeit mal ein bisschen quatschen können. Sie weiß, wo Margie wohnt, denn vor ein paar Wochen hatte Margie ihren Wagen in die Werkstatt bringen müssen und Jess hatte sie ein paarmal nach der Schicht nach Hause gebracht. Aber bisher hat Jess den Plan nicht in die Tat umgesetzt. Etwas, das auf viele Dinge in ihrem Leben zutrifft.

Trotzdem. Margie ist ein feiner Kerl.

Mehr noch, dieses Gespräch allein ist für Jess Gold wert. Diese Kameradschaft. Diese Ablenkung. Die erlaubt ihr nämlich, dieses statische Rauschen zu vergessen, das seit ein paar Tagen in ihrem Kopf rumort.

Margie weiß nichts davon, aber es gibt einen Grund, warum Väter in Jess' Gedanken gerade so großen Raum einnehmen. Denn ihr eigener wurde vor etwas mehr als einer Woche tot aufgefunden und sie hat noch keine Ahnung, wie sie damit umgehen soll.

Scheißväter.

Die ruinieren alles.

Sie kennt nicht alle Details – was nicht wirklich ein Problem für sie darstellt –, aber es scheint, als hätte da eine jämmerliche Existenz ein angemessen jämmerliches Ende gefunden.

Er war schon ein paar Tage tot, als man ihn fand, drüben in Pennsylvania, wo er die spartanische und isolierte Ausrede für sein Leben geführt hatte. Es war kein gewaltsames Ende, das ihn ereilte, sein Körper hatte wohl einfach nach Jahren des Alkoholmissbrauchs und der Vernachlässigung aufgegeben. Er war allein gestorben, und das hatte er mehr als verdient.

Man hatte nach einem Routinecheck die nächsten Verwandten ermittelt und deshalb auch Jess und ihre Mutter kontaktiert. Beide hatten kein Interesse daran, sich um die Beerdigung zu kümmern, und überließen das den Behörden. Wahrscheinlich standen seine Überreste, fein säuberlich in einer Urne verschlossen, an irgendeiner Friedhofsmauer herum.

Einfach. Und absolut passend. Ohne irgendwelchen Firlefanz. Tschüs und leb wohl, Tommy Bailey. Wir kannten dich kaum (was du aber verdammt noch mal selbst genau so wolltest).

Und trotzdem. Seit sie die Nachricht erhalten hat, hat sich für Jess etwas fundamental geändert. Es ist, als wäre sie in zwei Persönlichkeiten gespalten.

Die eine ist die Außen-Jess. Die lebt weiter ihr Leben und reißt weiter ihre Witze, ganz ungeachtet des Todes des Mannes, der nach ihrem sechsten Lebensjahr kaum mehr gewesen ist als ein Samenspender.

Dann ist da noch die Innen-Jess. Die sieht ihn ständig in allem. Wirklich allem. Die schiebt Überstunden dabei, alles mit ihm in einen Zusammenhang zu bringen.

Ich frage mich, ob Dad diese Sorte Cornflakes auch mochte.

Welche Art von Musik hat er wohl zuletzt gehört?

Hat er zuerst seine Socken oder zuerst seine Hose angezogen?

Hat er je an mich gedacht?

Die Innen-Jess ist geradezu besessen von diesem Thema.

Dann und wann ist da auch eine andere Präsenz. Nicht einmal eine Stimme, denn sie ergreift nie das Wort. Eher ein Gefühl. Ein knochentiefer Schmerz, den Jess von damals kennt, als man ihr zum ersten Mal sagte, dass Dad gehen würde. Und von den wenigen, kurzen, lallenden Telefonaten, die er noch geführt hatte, bevor er schließlich ganz aufgab. Jess nennt diese Präsenz die Kleine Jess. Und der Kleinen Jess tut das alles nur weh.

Das alles zusammen macht sie furchtbar wütend. Echt jetzt, nach zweieinhalb Jahrzehnten der Abwesenheit wagt er es, in ihrem gegenwärtigen Leben einen solchen Raum einzunehmen? Es ist so schlimm geworden, dass sie in den letzten Tagen nicht einmal mehr mit ihrer Mutter sprechen mochte, was sie beinahe jeden Tag tut, seit sie denken kann. Sie und ihre Mutter hatten eigentlich nie ein Problem damit, *nicht* über Tommy zu sprechen. Ja, nicht einmal an ihn zu denken. Aber jetzt hat Jess den Eindruck, als wäre er bei jedem ihrer Gespräche dabei.

Sie will einfach, dass alles wieder normal wird. Sie will wieder einen Dad haben, der nichts weiter ist als ein Konzept, ein paar üble Erinnerungen, etwas, worüber sie beruhigt Witze reißen kann. Nicht dieses hartnäckige Rätsel. Nicht diese Faser, die zwischen ihren Zähnen hängt.

Dieses Vaterproblem hat sich ganz schön festgefressen, weiß die Innen-Jess mittlerweile.

Die Außen-Jess versteckt ihre Grimasse im Becher mit dem allerbesten Kaffee North Hollywoods und lässt den Blick auf der Suche nach einer neuen Ablenkung durchs Restaurant schweifen.

Und einen Augenblick später hat sie eine gefunden.

»Ach, sieh mal an.« Jess stupst Margie in die Seite. »Ich glaube, da kann jemand deine Durststrecke beenden. Maynard da drüben – ist der nicht dein Typ?«

Beide recken den Hals über die Theke, um einen Blick auf die etwas abgerissene Bohnenstange zu werfen, die gerade in Nische 15 Platz genommen hat. Nein, Platz genommen ist wohl der falsche Begriff. Er ist gerade von der Toilette zurückgekehrt, er hustet, er schwitzt und ist auf der Bank geradezu zusammengesunken.

Jess hat keine Ahnung, ob Maynard sein wirklicher Name ist. Jeder Stammkunde, der auch nur im Entferntesten so aussieht wie ein Junkie oder Obdachloser, wird von den Kollegen Maynard getauft. »Das machen wir immer so«, erklärte Margie es damals, als Jess hier anfang. In der Friedhofsschicht kommen eine Menge Maynards ins *Poppy's*.

Dieser Maynard hier sieht fürchterlich aus. Er könnte alles sein, zwischen 30 und 90 Jahren, er trägt diese schlecht sitzenden Klamotten von aschgrauer Farbe, eine Folge von Vernachlässigung und Pech. Er zittert und schwitzt und kratzt sich die dunklen Flecke, die seinen Nacken zieren. Seine Haut ist irgendwie sowohl rot als auch grün, so eine Art Krankheits-Weihnachtsdekoration. Trockene Hautschüppchen umgeben seine Lippen wie eine Kruste.

Die unausgesprochene Frage hängt zwischen Jess und Margie: Drogen ... Oder ist er krank?

Jess senkt die Stimme. »Was, glaubst du, hat er gerade auf der Toilette gemacht?«

»Nichts Gutes«, murmelt Margie zurück. »Wahrscheinlich sollte mal jemand nachsehen.«

Jess gibt einen leisen Jammerlaut von sich. »Oder ... wir tun gar nichts und überlassen es Rhonda und Freddy.«

Aber nein. Margie muss es gar nicht aussprechen, aber wenn Maynard im Waschraum eine Schweinerei hinterlassen hat, müssen sie das sofort wissen. Die Kollegen von der nächsten Schicht fangen erst in einer Stunde an. Außerdem würde Rhonda die Gelegenheit nicht versäumen, beim Boss zu petzen, wenn Jess und Margie die ohnehin nicht sonderlich hohen Standards des *Poppy's* in Sachen Hygiene noch unterboten hätten. Scheiß-Rhonda.

»Ich sag dir was«, schlägt Margie vor. »Ich mach die Toilette sauber ...«

»Gott sei Dank!«

»... wenn du Maynard bittest zu gehen.«

Ein ganz besonders böser Blick trifft Margie. »Du weißt doch, wie sehr ich es hasse, das zu tun.«

»Such's dir aus.« Margie zuckt mit den Achseln. »Aber wir können es auch so machen: Wenn du die Toilette putzt, dann werde ich Maynard hinausbugsieren und auch den Rest der Schicht für dich übernehmen. Dann kannst du früher nach Hause gehen.«

»Echt jetzt?«

Margie nickt. »Ist doch überhaupt nichts los heute. Und meine Knie und mein Rücken würden es sehr zu

schätzen wissen, wenn sie keine Toilette putzen müssten.«

Jess denkt kurz darüber nach. Morgen oder besser heute Nachmittag hat sie einen Termin für ein Vorsprechen. Für einen Werbespot, den sie dringend braucht, um sich die Krankenversicherung und die Miete leisten zu können. Selbst eine halbe Stunde Schlaf zusätzlich wäre ein Segen.

Außerdem ... War sie nicht ohnehin auf der Suche nach einer Ablenkung? Wenn sie noch lange hierbleibt und das ständige Hämmern von *Dad, Dad, Dad* in ihrem Kopf hören muss, erzählt sie Margie vielleicht noch, was mit ihr los ist. Vielleicht erntet sie dann Mitgefühl für den Verlust. Und dann bricht sie womöglich wirklich zusammen.

»Ach Mann, du blöde Kuh. Abgemacht.«

3

Jess schaut sich die halbflüssige und irgendwie graue Kotze an, die wie eine feine Patina auf der ganzen Toilette verteilt ist. *Könnte schlimmer sein*, denkt sie sich.

An eine Wand hatte mal ein Kerl mit seiner Scheiße gekliert:

~~HIER HATT EIN ZAUBERRER HINGEKAKT.~~

Dass der Satz so falsch geschrieben war, war beinahe so übel wie das Zeug, mit dem er an die Wand geschmiert war. Beinahe.

Das Ganze wuchs sich schließlich zu einem Putzjob für zwei aus, weil man aufgrund des Gestanks nur in 60-Sekunden-Schichten arbeiten konnte.

Ein anderes Mal hatte jemand ein paar Zentimeter über dem Klopapierhalter etwas hingekritzelt, bei dem Jess nur hatte hoffen können, dass es mit einem roten Permanentmarker passiert war:

NIEMAND KOMMT DAVON, WENN

Der nicht zu Ende gebrachte Satz hatte ihr einen Schauer nach dem anderen über den Rücken gejagt. Sie hatte noch Wochen später darüber nachgedacht, nachdem sie die Schrift entfernt hatte.

Wenn *was*? Warum hatte der Autor seinen Satz nicht beendet? War er vielleicht von einem Ufo weggebeamt worden oder so was?

Wenn man allerdings in Betracht zieht, wie heruntergekommen das *Poppy's* sich bisweilen darbietet, bedeutet das Putzen der Waschräume meist nur, die Kloschüssel mit der Bürste zu bearbeiten, nachdem der allerbeste Kaffee North Hollywoods einen Trucker dazu veranlasst hat, mit dem, was bei ihm hinten rauskommt, die Schüssel in ein Jackson-Pollock-Gemälde zu verwandeln. Oder Pisse vom Sitz zu wischen, vom Wassertank dahinter oder dem Boden. Männer glauben offenbar generell, sie hätten die Erlaubnis, ihre Pinkerei überall hinzuspritzen, wenn sie nur diesen Raum betreten.

Insofern ist dieser Anblick von brockiger Kotze überall eine Art seltener Segen.

Segen, na klar. Als ob dieser Job ansonsten ein Zucker-schlecken wäre.

Sie atmet also durch den Mund, um den Geruch im Raum besser ignorieren zu können und keine entsprechende Reaktion bei sich hervorzurufen. Sie setzt den Eimer samt Putzschwamm ab und greift nach ihrem Smartphone, um sich einen Podcast oder etwas Musik anzuhören, während sie sauber macht. Dann erinnert sie sich daran, dass ihr Smartphone ja noch unter der Theke liegt, um sich aufzuladen.

Na toll.

Sie überlegt, ob sie gehen und es holen soll, aber die Vorstellung, hinauszugehen und dann erneut wieder in diesen Raum und zu diesem Anblick zurückkehren zu müssen, geht über das, was sie glaubt, aushalten zu können, weit hinaus. Außerdem ist es wohl besser, wenn sie das Handy von diesem ganzen Biomüll-Vibe fernhält, der sich hier ausgebreitet hat. Am Ende wird sich

noch das Gefühl in ihr ausbreiten, sie müsste es danach in Lysol ertränken, wenn sie es hier bei sich hat.

»Also, dann bringen wir das mal schnell hinter uns«, stöhnt sie leise vor sich hin und beginnt, vor sich hin zu summen. Die Melodie ist ihr dabei nicht wichtig. »Make your own kinda music ...«

Sie singt weiter vor sich hin und streift sich die dünnen gelben Plastikhandschuhe über, die ihr halb bis zum Ellbogen reichen, und spült das herunter, was der Kerl davon tatsächlich in die Schüssel selbst gekotzt hat. (Sie schließt aber zuerst den Deckel – etwas, das sie immer tut, seit sie mal einen Artikel über die Ausbreitung der Bakterien durch die Feuchtigkeit beim Spülen gelesen hat.)

Während der schlappe Wasserdruck hier im *Poppy's* den Schlamassel magisch verschwinden lässt, hält sie den Eimer unter den Wasserhahn des Waschbeckens, um ihn zu füllen.

Die Innen-Jess meldet sich.

Ich frage mich, ob Tommy sich wohl übergeben hat, bevor er starb. Ob er Angst hatte? Oder wusste, was mit ihm los war? Hat er an seine Tochter gedacht?

Die Kleine Jess rührt sich in ihrem Versteck.

Die Außen-Jess singt einfach ein bisschen lauter.

Sobald der Eimer voll ist, wendet sie sich wieder der überall in der Toilette verteilten Kotze zu und macht sich an die Arbeit.

Die Kloschüssel ist schon halb sauber, da sagt die Innen-Jess etwas, das die Außen-Jess ganz plötzlich stocken lässt.

Aber warum wollte er mich denn nicht?

Das trifft sie wie eine Faust an der Kehle. Eine einfache Frage. Fast rhetorisch, ganz sicher keine neue Idee oder ein neues Konzept für sie. Und doch. Für einen Augenblick kann sie nicht einmal atmen, so sehr überwältigt sie dieser Gedanke. Tränen brennen in ihren Augen, und sie muss sich anstrengen, den Gedanken wieder in den letzten Winkel ihres Schädels zu verbannen.

»Hoppla«, sagt sie mit einer Stimme, die ganz erstickt ist vor lauter Emotion. Sie ist zu Recht völlig überrascht von der Reaktion, die ihren ganzen Körper erfasst hat. »Okaaaay. Damit befassen wir uns ... nicht ausgerechnet jetzt.«

Aber die Innen-Jess weiß genau, wann sie gewonnen hat. Sie schiebt noch ein paar andere Fragen nach und schießt einfach drauflos wie eine Horde Kinder, die sich heimlich unter einem Zirkuszelt hermogeln. *Warum wollte er mich nicht? Warum ist er nicht bei uns geblieben? Warum hat er nie angerufen? Warum war es für ihn so einfach, mich aus seinem Leben zu werfen? Was ist da an mir, das ein Vater nicht lieb haben kann? Muss doch irgendwie an mir liegen, oder?*

»Tja«, antwortet Jess mit einem brüchigen Grinsen. »Kann ihn ja nicht mehr fragen, also lassen wir das besser sein.«

Doch die Tränen quellen nur umso heftiger wieder hervor. Eine Trauer, die ihr völlig neu ist, flutet wie ein bitterer Geschmack über ihre Zunge. Sie legt den saubersten Teil ihres Unterarms über die Augen.

Warum nur war es für ihn so einfach, mich zu verlassen?

»Weil er ein blödes Arschloch war«, presst sie zwischen zusammengebitzenen Zähnen hervor. »Darum. Warum reg ich mich denn eigentlich so darüber auf? Echt jetzt mal!«

Jeder, der womöglich an der Tür lauscht, muss glauben, dass sie durchgeknallt ist, so laut, wie sie in diesem ansonsten leeren und stillen Raum mit sich selbst schimpft. Doch das ist ihr egal. Sie begreift: Nicht allzu tief unter der dünnen Decke ihres Verstands lauert diese eine, dumme Frage, die so heimtückisch alles zusammenfasst, womit sie diese eine Woche der chaotischen Trauer gekämpft hat.

Aber warum wollte er mich denn nicht?

Sie versucht, den Ursprung des Gedankens zu finden. Woher genau er kam, in der Hoffnung, ihn dann mit der Wurzel ausreißen zu können.

Sie denkt beim Putzen der Schüssel über Arnie nach, den Kerl, der ebenfalls Improvisationstheater macht. Wie er lachen würde, wenn er sie so sähe. Wie sie für ihn, wenn sie es bei sich gehabt hätte, ein Selfie mit dem Handy hätte machen und ihm »Ich denk an dich!« hätte texten können, während sie die mit Maynard-Kotze verschmierte Schüssel umarmt. Gleich muss sie über Maynards nachdenken. Dass ihr Dad zweifellos auch ein Maynard war. Und sie muss sich ernsthaft fragen, ob sie sich unbewusst diesen Job vielleicht nur ausgesucht hat, weil sie da von Leuten wie solchen Maynards umgeben ist. Weil sie da solche Leute auch noch bedient. Und hinter solchen Leuten herputzen muss. Und das weckt wiederum die Frage ...

»Aber genau deshalb ist das doch totaler Bullshit«, sagt sie laut. »Ich weiß genau, warum ich diesen Job habe.«

Irgendwann einmal, genau genommen vor einem halben Jahr, hat Jess in entschieden feineren Restaurants gekellnert. Bis dann ein ganz bestimmter Geschäftsführer eines ganz bestimmten hochklassigen und entsprechend teuren Viersternerrestaurants in Venice nach der Sperrstunde ganz frech eine Hand um eine ihrer Titten gelegt hatte. Sie war besonders übler Stimmung gewesen, als das passierte, und hatte deshalb seine Avancen zurückgewiesen. Und zwar ziemlich deutlich, und dann gleich den Job geschmissen. Doch das hatte dazu geführt, dass jedes Vier-, Drei- und sogar Zweisternerrestaurant, bei dem sie sich bewarb, sie auf die schwarze Liste gesetzt hatte. Und sie sich selbst dafür verfluchte, dass sie mit einer für sie so untypischen Wut reagiert hatte.

Sie hat weder ein Talent zum Verkaufen noch irgendwelche Fähigkeiten für einen Bürojob, also bewarb sie sich in einem Anfall von Verzweiflung gemischt mit Ironie im *Poppy's*. Hätte ja witzig sein können, in so einem Laden zu arbeiten, den sie selbst nie frequentiert hätte. Doch wie es einem in den späten Zwanzigern und frühen Dreißigern so oft geht, erstarrte die Ironie dann schon bald zu Gewohnheit.

Was aber wichtiger ist: Niemand, der sie kennt, würde je im *Poppy's* auftauchen. Also muss sie sich auch keine Sorgen darüber machen, dass man sie hier erwischt.

Außerdem kann sie dank der Friedhofsschichten auch tagsüber zu Vorsprechen gehen – so selten sie sich derzeit auch ergeben. Alles absolut vernünftige Gründe, in diesem Saftladen von einem Diner zu arbeiten. Und die haben alle nichts mit ihrem blöden, nie da gewesenen Vater zu tun.